

SIMONE
BUCHHOLZ

RIVER
CLYDE



SUHRKAMP

KRIMINALROMAN

»Atmosphärisch dicht und sehr poetisch ...«
Andrea Gerke, NDR

suhrkamp taschenbuch 5237

Staatsanwältin Chastity Riley haut ab nach Glasgow. Da ist nämlich erstens dieser Brief von einem Anwalt, der sie in die Geburtsstadt ihres Urgroßvaters lockt. Und zweitens ist ihr Leben in Hamburg in einer traurigen Sackgasse angelangt. In der rauen schottischen Stadt trifft sie auf Tom, der den Schlüssel zum Familiengeheimnis der Rileys kennt – einem Panorama aus Gewalt und Verlust. Davon hatte sie zwar immer eine Ahnung, aber sie hat nie gewagt, sich den schmerzhaften Wahrheiten über sich selbst zu stellen. Jetzt helfen ihr ausreichend Whisky und ein paar Gespenster dabei, es doch zu tun.

Simone Buchholz, geboren 1972 in Hanau, zog 1996 nach St. Pauli, wegen des Wetters. Sie wurde auf der Henri-Nannen-Schule zur Journalistin ausgebildet und schreibt seit 2008 Kriminalromane. Für ihre Chastity-Riley-Reihe wurde sie mit dem Radio-Bremen-Krimipreis, dem Crime Cologne Award, dem Deutschen Krimipreis und dem Stuttgarter Krimipreis ausgezeichnet.

Aus der Chastity-Riley-Reihe sind bei Suhrkamp bisher erschienen: *Revolverherz* (st 5178), *Blaue Nacht* (st 4798), *Beton Rouge* (st 4949), *Mexikoring* (st 5024), und *Hotel Cartagena* (st 5154).

SIMONE
BUCHHOLZ

RIVER
CLYDE

Kriminalroman

Suhrkamp

Dieses Buch wurde klimaneutral produziert.



Erste Auflage 2022

suhrkamp taschenbuch 5237

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2021

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlagfoto: Achim Multhaupt/laif

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47237-8

www.suhrkamp.de

RIVER
CLYDE

für Tom

I drive up and down the windin' highways
Live my life in single episodes
Hope one day I'll say I did it my way
Somewhere further on up the road

And I've tried to settle down
Every now and then
But I am a travelin' man

I have been around seen many places
But in my head they all just look the same
I remember people and their faces
But I can hardly remember any names

And I've tried to settle down
Every now and then
But I am a travelin' man

And I'll try it again
Do the very best I can
Though I'll always be a travelin' man

Digger Barnes, Travelin' Man

*in einem furchtbar anständigen Laden unweit der
Reeperbahn (Große Freiheit, Hinterzimmer):*

Die Glaskugel schimmert in allen Blautönen von Lila bis Türkis, die Farben zappeln und schwimmen und gehen ineinander über, es ist ein hübsch arrangiertes Dekorations-LSD und es gibt keinen Zweifel, dass der ganze Zinnober nur passiert, weil die Kugel ein Kabel hat und das Kabel einen Stecker, und weil der Stecker in einer verdammten Steckdose steckt, aber die Hexe behauptet trotzdem Dinge.

»Oh, ich sehe Geld. Viel Geld. Es fällt euch in die Hände, nein, ihr fallt da rein. Ihr werdet regelrecht in Scheinen baden. DAS sehe ich.«

Auf den Gesichtern der Männer flackern Blitze, aus ihren Augen tropft Gier. Sie tragen Jeans mit schwierig abgesetzten, zu hellen Nähten, die Jeans sind die Freizeitvariante der teuren Anzughose, die Hemdsärmel haben sie hochgekrempelt, den Kragen keinen Zentimeter weiter als nötig aufgeknöpft, die Sakkos hängen über den Stuhllehnen. Im zwielichtigen Hinterzimmer des von vorn anständigen Ladens ist es heiß, was auch an dem Kugelgrill liegen mag, der in der Ecke steht und durchgehend feuert. Die Hexe friert schnell.

Die Männer mussten auf dem Weg zur Hexe über den Hinterhof und an den ewig überfüllten Mülltonnen vorbei, sie mussten da mit ihren auf Hochglanz polierten Schuhen Dreck beiseiteschieben, aber Dreck beiseiteschieben sind sie gewohnt. Sie finden, dass es zu ihrem Job gehört.

»Es wird wie von selbst gehen mit dem Reichtum, ja, ja, ich sehe es überdeutlich, ihr dürft euch nur nicht gegenseitig ins Gesicht schießen, das wäre blöd.«

Die Männer nicken.

Natürlich wäre das blöd.

Niemand hat die Absicht, dem anderen ins Gesicht zu schießen.

»Haha«, sagt der eine, er hat das größte Gesicht, was durch den zurückweichenden Scheitel verstärkt wird. Die anderen sind, zumindest, was die Frisuren angeht, noch ganz gut dabei.

Die Hexe hat auberginefarbenes Haar, es türmt sich auf ihrem Kopf, ein aggressiver, wilder Knoten, der jederzeit zerfallen könnte. Ihre Augen sind dunkel umrandet, großflächig, ein Lidschattenmassaker, ihre Lippen zittern in hellem Rot. Sie ist klein, ihre übermenschlich schweren Brüste hat sie auf der Tischplatte geparkt. Sie ist eine Art rundes Quadrat, wenn man davon ausgeht, dass es sowas gibt.

»Okay, Jungs«, sagt sie, »macht dann zweihundertfünfzig Euro. Kann ich sonst was für euch tun?«

Sie kennt das schon. Wenn die Leute wirklich etwas über ihre Zukunft erfahren wollen, sind diese Leute üblicherweise Frauen. Männer kommen eher wegen Waffen oder Sex mit Teenagern zu ihr.

»Ach ja«, sagt der mit dem großen Gesicht. »Wir bräuchten noch was von deinem Brandbeschleuniger.«

Sie lächelt.

Aha. Es geht um ein Feuer.

Es geht ja meistens um Feuer.

»Hättet ihr doch gleich sagen können, ihr Muschis. Wie viel wollt ihr?«

Der Kleinste von ihnen, der aber nicht das kleinste Gesicht hat, legt dreißigtausend Euro auf den Tisch und sagt: »Fünfhundert Liter.«

Sie nimmt sich einen Satz Scheine, insgesamt ist es ein Tausender.

»Alles klar, kommt morgen Nacht wieder und parkt den Transporter gleich hinterm Haus. Den Rest zahlt ihr bei Abholung. Das hier ist schließlich ein anständiger Laden.«

Jetzt lachen alle, denn ein anständiger Laden ist nun wirklich etwas anderes.

ENTROPIE I

Licht fällt mir in Splittern aufs Gesicht, die Rhododendronblüten liegen wie schwer beladene Schiffe auf ihren Blättern, ich liege möglichst gedankenlos darunter. Der Wind ist so schwach, dass er kaum zu spüren ist, und er scheint im Regenwald gemacht worden zu sein. Ein feuchter, warmer Hauch, eine zarte Tonspur, ein Wispern.

Ganz schön, aber.

Nicht, dass Schönheit noch eine Kategorie wäre.

Schön waren immer die anderen, schön ist vor einem halben Jahr in die Hölle gebombt worden.

Ich drehe mich auf die Seite und schaue den Brief in meiner Hand an. Eigentlich öffne ich keine Briefe mehr. Wozu auch.

Nur, der Absender ...

Alistair McBurney, 338 Dumbarton Road, Glasgow.

Interessant.

Nicht, dass Interesse noch eine Kategorie wäre.

Ich reiße das Ding auf und lese, der Rhododendron kommt näher, deckt mich zu, begräbt mich fast, und nach ein paar Minuten, während ich immer noch lese, wachsen die Blüten von ihren Ästen weg und zu mir hin. Sie wickeln mich ein, am besten fühlt sich die weiße Blume hinter meinem Ohr an, wobei Gefühle ja schon lange keine Kategorie mehr sind.

ENTROPIE II

»Bist du das, oder ist das ein Ast?«

Stepanovic biegt die Rhododendronzweige, die fest um mich herumgewachsen sind, zur Seite und legt sich neben mich. »Und wann willst du eigentlich wieder mal was essen, Riley, du siehst aus wie ein Stück Holz.«

»Läufst du mir nach, Ivo?«

»Bild dir nichts ein, das hier ist nur der tägliche Check, ob du noch am Leben bist.«

»Wir müssen alle sterben.«

»Ja, aber nicht jetzt.« Er hält mir eine kleine, weiße Papiertüte hin. »Hier, ich hab dir ein Käsebrot mitgebracht.«

Ich nehme es und sage: »Danke, lieb von dir.«

Er weiß, dass ich es später an die Eichhörnchen verfüttern werde.

Die Zweige ziehen sich wieder zusammen, umarmen uns mit festem Griff, Stepanovic rückt näher, ich schiebe das Papier in meiner Hand zwischen unsere Gesichter.

»Was ist das?«

»Ein Brief aus Glasgow«, sage ich.

»Aus Glasgow?«

»Ja.«

»Was steht drin?«

»Nimm und lies.«

Er legt sich auf den Rücken und nimmt mich in den Arm, mit der freien Hand nimmt er den Brief und fängt an zu lesen. Ich lege meinen Kopf auf seine Brust. In letzter Zeit enden wir öfter mal so.

ENTROPIE III

Wir sitzen in dieser Bar, sehr klein, sehr eng, nicht weit vom Park, wir sitzen ganz nah beieinander und trinken Gin auf Eis, in meinem Glas schwimmt eine Orangenscheibe, in Stepanovics ein paar Wachholderbeeren.

Stepanovic hat wie immer in solchen Momenten die Hand auf meinem Knie, mein Handrücken liegt auf seinem, den Brief halte ich fest, so gut es geht, er droht mir aber ständig durch die Finger zu rutschen. In der einen Sekunde bemühe ich mich, ihn auf keinen Fall einfach loszulassen, im nächsten Moment denke ich: Ach, was soll's, dann zerbröselt der mir halt gleich.

Aus den Lautsprechern dröhnt Macy Gray. Trümmermusik.

Das letzte Jahr hat mich erschüttert, der Brief in meiner Hand hat mich schon vor Stunden sturmreif geschossen, die Musik und der Gin erledigen jetzt den Rest. Ich stand ja noch nie auf besonders festem Grund.

Stepanovic ist seit einer Woche wieder im Dienst. Calabretta, Schulle, Brückner, Anne Stanislawski und ich sind noch freigestellt. Wir stecken fest in einem Zwangsurlaub, wir versuchen, den Schrecken des letzten Herbstes einfach immer weiter auszuhalten und uns an den Zustand zu gewöhnen, denn weggehen wird er nicht. Der große Knall oben in dieser Hotelbar, der Schuss, auf den eine Explosion folgte, hat nicht nur eine Geiselnahme beendet und eine Fensterfront in Stücke gesprengt, sondern auch unsere Seelen in Fetzen gerissen. Meine idiotischen Versu-

che, da irgendwas wieder zusammenzukleben, indem ich in meinem Innern Beton anrühre, indem ich Steine von hier nach da schleppe und übereinanderschichte, sind natürlich zum Scheitern verurteilt, denn Steine, Beton, das schüttet ja nur zu. Das heilt ja nichts. Ich mache es trotzdem, und ich schaue mir selbst dabei zu, wie nichts, was ich tue, etwas ändert.

Aufstehen.

In den Himmel schauen.

Ein Käsebrot essen.

Jemanden sehen.

Es ist egal.

Hauptsache, der Betongott macht seinen Job, Kommando Gefühlsstarre. Nur nicht zerfallen.

Aber dann fluten die Drinks meine Zellen mit Wucht, reißen alle notdürftig aufgestellten Wände ein. Ich hab seit sechs Monaten keinen Alkohol getrunken, vielleicht, weil ich wusste, was dann passieren würde: Ich würde Nähe suchen. Und Nähe ist nicht die Lösung. Nähe ist eine Drohung. In Nähe liegt ja nur die Gefahr, dass es wieder passiert. Und wieder und wieder und wieder. Nähe muss ein für alle Mal aufhören.

Nähe gehört abgeschafft.

»Hey«, sagt Stepanovic und legt mir die freie Hand auf die Wange. »Da bist du ja.«

Ich sehe ihn an.

Sein Gesicht, die messerscharfen Falten um die wasergrauen Augen, die massiven Augenbrauen, die düstere Müdigkeit, die kantige Stirn, die geschwungenen Lippen, nie ganz zu, permanent in Bewegung, aber in Zeitlupe, als würden sie immerzu auf etwas warten, auf Wind zum Beispiel, dazu der angegraute Dreitagebart, das ruppige Kinn.

»Der Gin, oder?«, sagt er.

»Oh ja«, sage ich, und: »Ich muss mal kurz verschwinden«, weil ich tatsächlich kurz verschwinden muss, sonst verliebe ich mich anfallartig in den Kollegen, und das wäre echt zu billig. Nur weil ein bisschen Gin den Beton zersetzt und ich mein Gehirn nicht mehr finden kann.

Ich lege den Brief auf den Tresen, es entspannt mich, ihn los zu sein, er wiegt zu viel. Als ich vom Barhocker rutsche, sagt Stepanovic: »Please, don't fix your hair.«

»Was?«, frage ich.

»Ich hab nichts gesagt«, sagt er.

»Wow«, sage ich und sehe zu, dass ich jetzt aber wirklich kurz verschwinde, um die Ecke und zwischen die Jacken und Mäntel und Regenschirme, die an der Garderobe hängen und darauf warten, eines Tages wieder abgeholt zu werden. Vielleicht sollte ich mich einfach dazu hängen.

Ich schaue in den Spiegel.

Meine Haare liegen kreuz und quer um mein Gesicht und auf den Schultern und um den Hals herum, da sind auch Grashalme, und ein paar Blätter. Ich nehme die Strähnen im Nacken zusammen und binde sie hoch, mache einen schnellen Knoten rein, dann gehe ich zurück zu Stepanovic an den Tresen.

»Du hast was mit deinen Haaren gemacht.«

»Das vergeht wieder«, sage ich. »Brauchen wir mehr Gin?«

»Brauchst du sonst was?«

Er legt seine Hand wieder auf meinem Knie ab und schaut mir bis runter ins Basement, und weil ich nicht weiß, wie zur Hölle ich mich weiter dagegen wehren soll, nehme ich stattdessen den Brief vom Tresen und halte ihn in die Luft.

»Jetzt lass doch mal den komplizierten Brief aus dem Spiel«, sagt Stepanovic.

»Jetzt lass doch mal den komplizierten Blick aus dem Spiel«, sage ich.

»Wenn ich den Blick nicht mehr hab, hab ich gar nichts mehr«, sagt er.

»Blödsinn«, sage ich, lege ihm eine Hand in den Nacken und lasse mich in drei Teufels Namen küssen.

Er küsst meinen Mund, meine Wange, meinen Hals und sagt: »So, Frau Staatsanwältin.«

»Ja, ja«, sage ich, und schiebe ihn weg. »Schottland, Bruder. Soll ich da jetzt hin, oder soll ich's vergessen?«

»Ich bin nicht dein Bruder«, sagt Stepanovic, »das weißt du genau.«

Er greift nach seinem Glas, dreht es in der Hand und schaut dem Barkeeper dabei zu, wie er seine Barkeeperaschen macht.

»Schau nicht den Barkeeper an«, sage ich, »schau mich an.«

Er schaut mich an.

»Du wirst dir einen Flug buchen. Und spätestens übermorgen bist du in Glasgow.«

Ich öffne für eine Sekunde meine Lippen, Stepanovic nutzt den Moment, um eine Zigarette in die Situation zu implementieren.

»Ich rauche nicht mehr«, sage ich mit der Kippe im Mundwinkel.

»Bitte«, sagt er, »noch ein letztes Mal, bevor du abhaust.«

»Ich hau ja nicht für immer ab.«

»Das sagst du jetzt, Riley.«

Er hält mir ein Feuerzeug hin.

»Nein«, sage ich und nehme die Zigarette aus dem Mund.

»Scheiße«, sagt er, »dann schlaf wenigstens mit mir.«

»Okay«, sage ich, nehme meinen Mantel, gehe zur Tür und sehe ihn an. »Kommst du?«

Er stellt sein Glas auf den Tresen.

Wir laufen die Straße hoch, da ist der Park, da ist die Mauer, Stepanovic hilft mir, ich klettere rüber, er klettert hinterher, dann sind wir drin. Ich nehme seine Hand, denn ich will zurück zu meinem Rhododendron, weil ich mich da sicher fühle, aber er sagt: »Nein. Gleich hier.«

Und ich stehe mit dem Rücken zur Mauer und meine Hände sind am Stein, da ist sogar Moos, seine Lippen sind an meinem Schlüsselbein, sein Bart kratzt an meiner Haut, seine Hände sind in meinem Gesicht, auf meinen Schultern, unter meinem T-Shirt, an meinem Bauch, auf meinen Knochen.

Dann ist meine Hose weg, da ist nur noch ein Rest Hosenbein an meinem Knöchel.

»Alter«, sage ich.

»Und wie«, sagt er und hebt mich hoch, er macht es, wie ich es mag, und die Mauer an meinem Rücken ist überhaupt nicht hart, das muss das Moos sein, ich halte mich mit meinen Beinen an ihm fest und in der Schwebelage, so geht's doch, »so geht's«, sage ich, und er sagt »oh ja«, und schon ist er bei mir und exakt da, wo ich ihn haben will, und wir sehen uns in die Augen, und sein Blick ist verloren und mutig zugleich. Also greift er zu, nimmt, was er kriegen kann und haben soll, und ich gebe einen aus, Größenordnung Lokalrunde.

So machen wir das die halbe Nacht, überall liegen viel zu viele Klamotten rum, die an anderer Stelle fehlen.

In der Mitte der Dunkelheit, vier Stunden nach Sonnenuntergang und vier Stunden vor Sonnenaufgang, liegen

wir doch wieder unterm Rhododendron, die Blüten wachsen wie wild, es ist zehnmal schlimmer als heute Nachmittag, aber auch zehnmal schöner, es ist zum ersten Mal seit Ewigkeiten überhaupt irgendwas schön, mein Beton weicht endgültig auf, meine Hände werden zu Blättern, mein Herz wird zu Gemüse.